

nachhaltig.

Welche Bildung
braucht es?

*Über die Transformation zur
Nachhaltigkeit*

Von Davide Brocchi

Über einen respekt-
vollen Umgang mit
Vielfalt

Im Gespräch mit ...
Barbara Brokamp

„Glitzer statt Staub“

Das LibraryLab in der Düssel-
dorfer Zentralbibliothek: ein
Lern- und Begegnungsort der
Zukunft

Dieses Vorhaben wird aus Mitteln des
Bundesministeriums für Bildung und Forschung gefördert.

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



Transferinitiative
Kommunales
Bildungsmanagement



Editorial

Von dem Erziehungswissenschaftler Wolfgang Klafki stammt das Dictum, gebildet sein bedeute den Umgang mit den epochaltypischen Schlüsselproblemen gelernt zu haben. Die globalen Nachhaltigkeitsziele fokussieren die Schlüsselprobleme der Gegenwart wie ein Brennglas. An den hier genannten Themen kommt niemand vorbei, der über eine Bildung nachdenkt, die auf die Zukunft gerichtet ist. Dies gilt auch für das Bildungsmanagement, auch wenn man sich hier vorrangig mit Strukturen und Rahmenbedingungen für die Entwicklung von Bildungsangeboten konzentriert. Letztendlich bleibt „Management“ immer ein Instrument zur Zielerreichung. Ohne ein „Wozu“ kommt es nicht vom Fleck, wenn es sich nicht auf eine festgefügte Organisation mit Kontrakten und Regeln stützen kann. Erst das „Wozu“ bringt die Menschen zusammen, weckt ihr Engagement und ihre Bereitschaft ihr Handeln zu koordinieren. Um Personen und Institutionen in Netzwerke einzubinden und Kooperationsbündnisse über Zuständigkeitsgrenzen hinweg zu schmieden, muss es eine verbindende Idee geben, die alle teilen, die mitgestalten wollen. Erst diese „Sinnstiftung“ bringt Veränderung in eine Bildungslandschaft. Und mit dem Programm „Nachhaltigkeit“ stehen wir erst am Anfang, es wird uns sicher noch lange beschäftigen und der Veränderungsdruck wird deutlich zunehmen. Insofern haben wir es hier mit einem „epochaltypischen Schlüsselproblem“ mit langer Lebensdauer zu tun.

Das vorliegende Heft schließt nahtlos an unsere diesjährige Herbstakademie an und greift auch einige Diskurse auf, die dort geführt wurden. Außerdem zeigen wir wie kommunales Bildungsmanagement das Konzept „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ möglich macht – und umgekehrt. Viele Spaß beim Lesen und – bleiben Sie gesund.

Johannes Schnurr
*Bereichsleitung „Kommunales
Bildungsmanagement“ im ISA e. V.*



Lesen Sie mehr unter:

www.transferagentur-nordrhein-westfalen.de

Inhalt

6 Welche Bildung braucht es?
Über die Transformation zur Nachhaltigkeit
Von Davide Brocchi



Ob der Gesellschaft ein radikaler Wandel bevorsteht, diese Frage stellt sich heute nicht mehr. Die einzige Frage ist wie: by design or by disaster? Wollen Kommunen und Bildungseinrichtungen den Wandel lieber mitgestalten, als ihm zum Opfer zu fallen? Dann entscheiden sie sich für eine Transformation in Richtung Nachhaltigkeit.

Viele Wege führen zum Ziel
Selbstwirksamkeit für ein gelingendes Aufwachsen
Von Professorin Doris Bühler-Niederberger

Enge Vorstellungen richtiger Kindheit schaffen Ungleichheit. Denn Kinder können auf unterschiedliche Weise heranwachsen und wertvolle Mitglieder ihrer Gesellschaften werden. Wichtig ist, es ihre Selbstwirksamkeit zu stärken.



24 „Glitzer statt Staub“
Das LibraryLab in der Düsseldorfer Zentralbibliothek: ein Lern- und Begegnungsort der Zukunft



Was benötigen Bibliotheken und Büchereien, um attraktive Lern- und Begegnungsorten zu sein? Ein Besuch in der Düsseldorfer Zentralbibliothek und beim Team des LibraryLabs.

Globale Verantwortung lokal denken!

In Bonn steht „Nachhaltigkeit“ an erster Stelle – Wie die Stadt die 17 SDGs der UN den Bürger*innen näherbringen möchte und welches gesellschaftliche Potential sich darin verbirgt.



12	Nachhaltigkeit muss greifbar sein <i>6 Fragen an ...</i> Dr. Anke Valentin, Geschäftsführerin Wissenschaftsladen (WILA) Bonn	22	4 Fragen an ... <i>Roland Liebermann, Inklusionsbeauftragter der Stadt Monheim am Rhein</i>
18	Über einen respektvollen Umgang mit Vielfalt <i>Im Gespräch mit ...</i> Barbara Brokamp, ehemalige Projektbereichsleiterin „Inklusion“ der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft	28	Nachhaltige Schulentwicklungsplanung – über Gestaltungsmöglichkeiten, Verantwortungsbewusstsein und Akzeptanz <i>Im Gespräch mit ...</i> Natalie Sadik, Schulentwicklungsplanerin & Bildungsmanagerin des Landkreises Saarlouis

Welche Bildung braucht es?

Über die Transformation zur Nachhaltigkeit

Von Davide Brocchi

Ob der Gesellschaft ein radikaler Wandel bevorsteht, diese Frage stellt sich heute nicht mehr. Die einzige Frage ist wie: by design or by disaster? Wollen Kommunen und Bildungseinrichtungen den Wandel lieber mitgestalten, als ihm zum Opfer zu fallen? Dann entscheiden sie sich für eine Transformation in Richtung Nachhaltigkeit.

Nachhaltigkeit benötigt nicht unbedingt mehr Bildung. Die Eliten, die in den Hochschulen studiert haben, beeinflussen zwar die gesellschaftliche Entwicklung stärker, handeln jedoch nicht unbedingt nachhaltiger. Weder die Atombombe noch Hedgefonds sind eine Erfindung „bildungsferner Schichten“. Im Durchschnitt fliegen Akademiker*innen häufiger als andere Bevölkerungsgruppen, obwohl sie besser wissen, was dies fürs Klima bedeutet. Wenn mehr Bildung mehr Status bedeutet, dann wird das Auto dem Miteinanderteilen in Bus und Bahn bevorzugt.

Welche Bildung, diese qualitative Dimension ist für Nachhaltigkeit ausschlaggebend. Wenn Bildung zu einer marktorientierten Ausbildung verkommt, dann kommt das Selbstdenken unter die Räder. Entscheidungen sind vor allem dann nachhaltig, wenn sie in breiten statt engen Wahrnehmungshorizonten getroffen werden. Dafür sind Neugierde, Reflektiertheit und Empathie mindestens genauso wichtig, wie die reine

Information. Nachhaltigkeit meint nicht das Lernen als mentale Programmierung, sondern die Auseinandersetzung mit (Denk-) Alternativen und „fremden“ Perspektiven. In der Volkswirtschaftslehre ist eine „plurale Ökonomik“ nachhaltiger als eine neoliberale Monokultur. Auch Flüchtlinge und Obdachlose verfügen über ein wertvolles Wissen über den wahren Zustand der Welt außerhalb der vertrauten Wohlstandsiseln: warum sie nicht dozieren lassen und von ihnen lernen?

Nachhaltigkeit durch systemischen Wandel

In den Bildungseinrichtungen ist ein breites Wissen über Transformation meist bereits vorhanden, doch oft nur als theoretisches Fachwissen neben anderen. Genauso sind in Kommunalverwaltungen bestimmte Abteilungen für soziale und ökologische Belange zuständig, während andere genau das Gegenteil fördern. Nachhaltigkeit kann nur als systemischer Wandel stattfinden, der alle Bereiche umfasst. Es geht nicht um die

Unterrichtsstunde „Klimaschutz“: Viel wichtiger ist das Bewusstsein, dass alles mit allem zusammenhängt (Alexander von Humboldt) – eine Bildung zum Beziehungs- statt Separationsdenken.

Transformation aus dem Lokalen heraus

Bei einer Transformation zur Nachhaltigkeit ist der Weg das eigentliche Ziel. Viele Probleme der Nachhaltigkeit sind Probleme der Demokratie: Wer macht die Wirtschaft, die Stadt oder die Verkehrspolitik und für wen? Die Transformation zur Nachhaltigkeit setzt eine Wiedereinbettung der Wirtschaft in die Gesellschaft voraus sowie ein anderes Verhältnis zwischen Institutionen und Bürger*innen (z. B. public-citizen-partnerships statt public-private-partnerships). Die Institutionen, die den Bürger*innen näher sind (Quartiersräte, Kommunen) sollten die stärksten und nicht die schwächsten sein. Warum nicht bottom-up, aus dem Lokalen heraus, mit der Transformation in Richtung Nachhaltigkeit beginnen? Menschen identifizieren sich mit dem Lokalen viel mehr, als mit globalen, abstrakten Räumen – und diese Identifikation ist eine wichtige Voraussetzung, um sich persönlich einzubringen. Lebensräume können als Gemeingüter be-

trachtet und behandelt werden, wenn man ihre Bewohner*innen und Nutzer*innen dazu bringt, zu kooperieren und Verantwortung miteinander zu teilen. Wichtige Voraussetzung dafür: die Möglichkeit der Selbstverwaltung. Die Menschen partizipieren, wenn man sie machen lässt und Gestaltungsräume geöffnet werden. Verwaltungen sollten bürgerschaftliche Initiativen viel mehr unterstützen statt behindern. Bei Initiativen wie dem „Tag des guten Lebens“ in Köln und Berlin zeigt sich, wie es gehen kann. Dort stellen sich Nachbarschaften ein Jahr lang Fragen wie: „In was für einem Kiez wollen wir leben? Wie wollen wir im Veedel (kölsch für Stadtviertel) zusammenleben?“ Ein politischer Beschluss der Bezirksvertretungen sorgt dafür, dass das selbst entwickelte Programm zum guten Leben in einem ganzen Quartier von den Bürger*innen umgesetzt werden darf, unter der Bedingung, dass nichts verkauft und nichts gekauft werden darf: lediglich das unentgeltliche Miteinanderteilen und das Schenken sind erlaubt. Am „Tag des guten Lebens“ werden die autofreien Straßen und Plätze zu Wohnzimmern unter freiem Himmel umgewandelt, denn jede Wohngemeinschaft (Nachbarschaft inbegriffen) braucht neben Privaträumen auch Gemeinschaftsräume. Diese för-

*„Mehr denn je werden künftig
transformative Kompetenzen
gefragt sein.“*

dern die Bildung jenes „Sozialkapitals“, das Transformation vom „ökonomischen Kapital“ unabhängiger macht. Paradoxe Weise hat gerade die Hochverschuldung in Städten wie Wuppertal dafür gesorgt, dass Freiräume für bürgerschaftliche Initiativen wie das Klimaquartier Arrenberg entstehen.

Gemeinwohlorientierte Partizipation

Die Transformation braucht eine Bildung, die solche Reallabore im Lokalen ermöglicht und begleitet, so dass individuelle und kollektive Lernprozesse daraus entstehen können. Mehr denn je werden künftig transformative Kompetenzen gefragt sein: Allein durch Bücher lassen sie sich jedoch nicht erringen. Als Lernmethode berührt die reflexive Praxis (gemeinsam erleben und mitgestalten) die Emotionen und die Gefühle deutlich mehr als kognitive Methoden. Während sich Menschen in Bezug auf globale Probleme ohnmächtig fühlen, können sie im Lokalen individuelle und kollektive Selbstwirksamkeit erfahren.

Durch die Digitalisierung können wir heute zwar mit der ganzen Welt kommunizieren; mit einem Mausklick Demokratie spielen, doch meistens nur virtuell. Dabei haben viele verlernt, wie ein Zusammenleben in der Vielfalt, gelebte Demokratie im Realen und unentgeltliche Solidarität vor Ort gehen können. Dafür braucht es dringend „Schulen“. Drei wichtige Voraussetzungen hat eine starke, gemeinwohlorientierte Partizipation:

Augenhöhe: denn sonst kann es keinen echten Dialog und kein Miteinanderteilen geben. Dafür braucht es eine Bildung als

Ausgleich in der Ungleichheit. In finnischen Schulen werden vor allem die Schwächsten gefördert, nicht die Stärksten. Auch Bildungseliten benötigen eine andere Bildung, denn viele Krisen haben ihre Ursache in der „Hochkultur“. Ein kritisches Hinterfragen von „Selbstverständlichkeiten“ und „Normalitäten“ kann auch zum Ausgleich beitragen, indem eine Emanzipation von mentalen Hierarchien gefördert wird.

Atmosphäre des Vertrauens: nämlich das Gegenteil dessen, wofür der wettbewerbsorientierte „homo oeconomicus“ oder Parteien wie die AFD stehen. Die beste Strategie, um Vertrauen unter „Fremden“ zu fördern, ist soziale Interaktion. Es braucht eine Bildung als Raum für unkonventionelle Begegnungen. Gerade im Dialog mit dem „Fremden“ wohnt das größte Lernpotenzial inne.

Agora*: Der Platz inmitten der altgriechischen Polis ist der Ursprung der direkten Demokratie. Dort auf dem Markt pflegten Produzent*innen und Konsument*innen persönliche Beziehungen. Durch Kunst im öffentlichen Raum konnte sich die Gesellschaft reflektieren, Lebens- und Entwicklungsalternativen gemeinsam gespielt werden. In der modernen Stadtplanung ist die Agora verschwunden. Umso mehr braucht es Bildungs- und Kultureinrichtungen als Agoras. Anders als in der altgriechischen Polis verdienen heute jedoch alle Menschen einen Platz in der Agora, sowie die Umwelt als Mitwelt.

* Die Agora war im antiken Griechenland der zentrale Fest-, Versamlungs- und Marktplatz.



Davide Brocchi

Davide Brocchi (*1969, Rimini) ist als Dipl.-Sozialwissenschaftler und Publizist freiberuflich tätig. Zuletzt leitet er das Projekt „Nachhaltigkeitskultur“ am Institut für Kulturpolitik der Universität Hildesheim mit. Seine Schwerpunkte sind die soziale und die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit, die Bildung unkonventioneller Bündnisse sowie die sozial-ökologische Transformation als partizipativer Prozess aus dem Lokalen heraus. Er ist Initiator vom Kölner und Berliner „Tag des guten Lebens“.

davidebrocchi.eu



Nachhaltigkeit ist eine Notwendigkeit und eine Chance zugleich:

- » **Eine Notwendigkeit**, weil es um den Umgang mit Krisenszenarien geht, die ein friedliches Zusammenleben, schlimmstenfalls die menschliche und natürliche Existenz gefährden. Nicht nur die Klimakrise zählt dazu, sondern auch Wirtschaftskrisen und Kriege. Historisch zählen eine ausgeprägte soziale Ungleichheit (in der Verteilung von Macht, Reichtum...) sowie das Festhalten an ideologischen Denkmustern zu den wesentlichen Ursachen von gesellschaftlichem Kollaps. Hingegen ist die kulturelle Vielfalt für die Resilienz einer Gesellschaft genauso wichtig, wie es die Biodiversität für die Ökosysteme ist.
- » **Eine Chance**, weil es um die Frage geht, was ein gutes Leben ist, das nicht auf Kosten anderer geht, künftiger Generationen inbegriffen. Während bisher Wohlstand allein mit dem Bruttoinlandsprodukt (BIP) gemessen wurde und Wirtschaftswachstum als oberstes Staatsziel gilt, steht Nachhaltigkeit für ein multidimensionales Verständnis von Wohlstand. Ein gutes Leben entspricht einer Entwicklung, die nicht nur den planetarischen Grenzen gerecht wird, sondern auch dem menschlichen Maß. Kein gutes Leben kann fremdbestimmt sein, deshalb meint Nachhaltigkeit eher Emanzipation als Verzicht. Einerseits will das gute Leben ständig ausgehandelt werden, denn schon in einer Nachbarschaft gibt es unterschiedliche Vorstellungen davon: Manche wollen lieber Auto fahren, andere lieber Fahrrad. Andererseits muss das gute Leben nicht unbedingt erfunden werden, wir können auch von anderen (Sub-)Kulturen lernen. In Städten wird das gute Leben bereits in Nischen erprobt. Auch Freiräume machen soziale Systeme resilienter.



Globale Verantwortung lokal denken!

In Bonn steht „Nachhaltigkeit“ an erster Stelle – Wie die Stadt die 17 SDGs der UN den Bürger*innen näherbringen möchte und welches gesellschaftliche Potential sich darin verbirgt.

Von Laura Förste
Transferagentur NRW

Bonn. Wie können internationale Themen auf kommunale Ebene heruntergebrochen werden? Das Thema „Nachhaltigkeit“ scheint ein guter Ausgangspunkt für Antworten zu sein. Ich gebe mich dafür auf die Suche in der Bundesstadt Bonn.

Seit dem 2. November 2020 wird die Großstadt mit ihren rund 330.000 Einwohner*innen von der grünen Oberbürgermeisterin Katja Dörner in die Zukunft geführt. Ihr Motto: Global denken und lokal handeln. Die globale Dimension ist in Bonn fest verankert. Als deutsche Stadt der Vereinten Nationen (UN) und Sitz von rund 150 Nicht-Regierungsorganisationen sieht sich die Stadt in der Pflicht, internationale Themen und Handlungsvorgaben, wie die der Agenda 2030, auch kommunal umzusetzen.

„17 Ziele – eine Zukunft“ lautet der Slogan der Stadt für die Umsetzung

der Agenda 2030 auf lokaler Ebene. 17 Ziele, damit sind die 17 „Sustainable Development Goals“ (SDGs) der Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung der UN gemeint. Sie ist ein Aktionsprogramm, um eine gerechte Zukunft auf den Weg zu bringen, die sozial, ökologisch und ökonomisch ausgewogen ist – Wo? Global und lokal und so eben auch in Bonn.

Um Antworten auf meine Fragen zu erhalten, ist Birgit Rücker für mich genau die richtige Gesprächspartnerin. Sie ist eine von der Servicestelle Kommunen in der Einen Welt kofinanzierte Koordinatorin für kommunale Entwicklungspolitik und SDGs im Amt für Internationales und globale Nachhaltigkeit der Stadt. Für und gemeinsam mit der Stadtgesellschaft entwickelt sie Angebote, um die SDGs und ihre Umsetzung durch die städtische Nachhaltigkeitsstrategie für alle bekannter zu machen.

Die Bonner Nachhaltigkeitsstrategie, die im Februar 2019 vom Stadtrat verabschiedet wurde, überträgt die 17 Ziele in konkrete kommunale Schritte. Gelingen kann das nur mit Einbindung der aktiven, engagierten Stadtgesellschaft, von der Birgit Rücker in unserem Gespräch schwärmt: „Die ist schon sehr besonders“. Gemeinsam mit vielen unterschiedlichen Akteur*innen und Bürger*innen bringt Rücker seit 2018 die SDGs der Öffentlichkeit nahe. Ihr sind ansprechende Angebote, die vielen zugänglich sind, wichtig. So organisiert sie die jährlichen „Bonner SDG-Tage“ für verschiedene Alters- und Zielgruppen. Dabei verknüpft die Koordinatorin diverse (Bildungs-)Angebote mit (Bildungs-)Orten.

Mit Begeisterung berichtet mir Birgit Rücker von den engagierten Jugendlichen der Gruppe „Collage mit Courage“, die sich für das Thema Nachhaltigkeit einsetzen und sich während der Bonner SDG-Tage 2019 viel Gehör verschaffen konnten. So vermittelt sie mir den Kontakt zu Jessica Greven, Leiterin des Projektes im Kommunalen Integrationszentrum der Stadt Bonn.

2013 von der Integrationsbeauftragten Coletta Manemann ins Leben gerufen, engagieren sich junge Musliminnen



Birgit Rücker mit dem Glücksrad der 17 Nachhaltigkeitszielen.

und Muslime aus Bonn im Alter von 15 bis 24 Jahren schon in der 2. Generation in diesem Projekt. Da Covid-19 mir leider nicht ermöglicht, direkt mit den Jugendlichen zu sprechen, sendete ich ihnen meine Fragen zu: „Die Diversität der Gruppe. Sowohl vom Alter, der Herkunft als auch von der Schulform her. Wir kommen aus unterschiedlichen Stadtteilen in Bonn“, antwortet Elif, 17 Jahre alt, auf die Frage, was sie besonders an der Gruppe „Collage mit Courage“ schätzt. „Endlich haben wir mal die Gelegenheit, dass zu sagen, was wir denken und fühlen“, sagt Beyda (17).

Jessica Greeven bestätigt, dass sich die Jugendlichen stark für ihre Themen einsetzen und dadurch hoch motiviert seien. Durch ihr Engagement möchte die Gruppe zu „weniger Ungleichheit“ beitragen, wie Rania (17) betont. Aber auch Frieden und Gerechtigkeit – Bereiche, die in den Nachhaltigkeitszielen verankert sind – durch „Mehr Bewusstsein! Mehr Bewusstsein für Natur und unsere Umwelt“ zu schaffen, das ist Danas (18) größter Wunsch. Dafür solle sich jede*r Einzelne über die Konsequenzen ihres*seines eigenen Handelns bewusst sein.

Die Jugendlichen waren die Protagonisten der Abschlussveranstaltung zur „Weltbaustelle Bonn“, bei der ein Bonner Künstler und ein Künstler der Partnerstadt La Paz in Bolivien gemeinsam eine Hauswand zu den SDGs gestalten. Unter dem Titel der Aktionstage „17 Events für die 17 Ziele“ lauschten Interessierte einem interkulturellen Poetry Slam der Gruppe. Die Mädchen und Jungen von „Collage mit Courage“ brachten dabei ihre selbstgeschriebenen



„Collage mit Courage“ brachte bei den Bonner SDG-Tagen ihre Poetry Slam Texte auf die Bühne.

nen Texte zu den 17 Zielen vor rund hundert Zuschauenden auf die Bühne. Das Publikum war begeistert und neben vielen Poetry Slammer-Fans lernten auch Neulinge das abwechslungsreiche Angebot zu schätzen – die Themen der Nachhaltigkeitsthemen konnten verständlich, alltagsbezogen und mit viel Spaß weitergeben werden, an Freunde sowie Familie.

Aysu (16) schreibt, dass sie gemeinsam an interessanten Workshops teilnehmen durften, die ihnen geholfen hätten, selbstbewusster zu werden und Hasna (18) berichtet: „Das Projekt hat in mir eine Seite geweckt, die ich zuvor nicht kannte. Ich bin viel offener geworden und kann mit meinen Ängsten viel besser umgehen“.

Außerschulische (Bildungs-)Angebote, in diesem Beispiel der kulturellen Bildung, sind für eine vielfältige Stadtgesellschaft bedeutsam und bieten Potential für die persönliche Entwicklung. Doch nicht nur der einzelne Mensch wird so gestärkt, es finden dadurch auch wertvolle Begegnungen und Gespräche statt, Sichtweisen können ausgetauscht und somit Themen transportiert werden.

Eine große Chance für Kommunen, wie Bonn. So bindet die Stadt aktiv ihre Bürger*innen ein und steigert dadurch die Chance, die komplexen und ehrgeizigen Ziele ihrer Nachhaltigkeitsstrategie umzusetzen.

Bildungsprojekte zur Nachhaltigkeit für und mit den Menschen vor Ort sollen in Zukunft noch weiter gestärkt werden, berichtet Birgit Rücker, denn mit diesem Konzept wurde Bonn im September als dritte deutsche Stadt ins globale UNESCO Netzwerk der Learning Cities aufgenommen. Digitale Angebote, wie das SDG-Glücksrad der Stadt, und die Erweiterung der Teilhabechancen für alle sind dabei wichtige Pfeiler. Denn eine nachhaltige Kommune kann nur mit den Menschen in ihrer Vielfalt langfristig gelingen.

Bonner Nachhaltigkeitsstrategie:
www.bonn.de/themen-entdecken/uno-internationales/bonner-nachhaltigkeitsstrategie.php

„Collage mit Courage“:
kommunale-integrationszentren-nrw.de/junge-bonner-muslime-moechten-normalitaet

Nachhaltigkeit muss greifbar sein

6 Fragen an ...

Dr. Anke Valentin

Geschäftsführerin Wissenschaftsladen (WILA) Bonn

Wie kann es gelingen, das Thema Nachhaltigkeit noch stärker in den Fokus von Politik, Gesellschaft und jedem Einzelnen und jeder Einzelnen zu rücken und vor allem auch umzusetzen?

Wir erleben häufig, dass insbesondere Kommunen Geld in die Hand nehmen oder Fördermittel nutzen, um sich von wissenschaftlichen Institutionen oder Agenturen Handlungskonzepte schreiben zu lassen. Diese Konzepte landen dann sehr oft in der Schublade und werden auch in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen.

Nachhaltige Projekte und Konzepte sollten dagegen von vornherein immer zusammen mit der Anwendung beziehungsweise mit der Umsetzung gedacht werden. Unsere Erfahrung ist: Wenn man aktuelle Fragen, die die Nachhaltigkeit betreffen, so ausdifferenziert, dass die Bürger*innen oder Unternehmen wissen, was das mit ihnen zu tun hat, wird Nachhaltigkeit greifbar und zur eigenen Sache. Voraussetzung ist, dass Politik und Verwaltung nicht nur die Wissenschaft als Expert*innen begreift, sondern auch die Bürger*innen.

Warum ist die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Zivilgesellschaft so wichtig für eine Entwicklung hin zu mehr Nachhaltigkeit?

Die Wissenschaft mit ihren Fachdisziplinen kann immens viel beitragen, wenn es um die Lösung der zentralen gesellschaftlichen und ökologischen Herausforderungen geht. Doch das ist nur die halbe Miete. Die andere Hälfte der Miete bringen die Bürger*innen ein, mit ihrem großen Alltagswissen. Entscheidend ist, dass die Zusammenarbeit beider Seiten die Möglichkeit bietet, Anwendungswissen, Widerstände, Lebensumstände oder auch Anreizsysteme mit wissenschaftlichem Know-how zu verbinden. Das macht aus theoretisch klugen Vorschlägen auf dem Stand der Wissenschaft auch intelligente praxisnahe und damit umsetzbare Lösungen.

Welche Rolle spielt formale und non-formale Bildung, also außerschulische oder informelle Angebote, in diesen Prozessen? Welche Kompetenzen sind nötig für Partizipation und Engagement?

Alle Beteiligten aus Verwaltung, Politik, Unternehmen und Zivilgesellschaft bringen fachliches Wissen mit, dass sie in Schule, Hochschule, Berufsausbildung oder Beruf erworben haben. Dieses inter- und transdisziplinäre Wissen zusammenzubringen, ist immens wichtig. Denn Nachhaltigkeit ist per se ein interdisziplinäres Feld. Gleichzeitig reicht fachliches Wissen nicht aus,

wenn man einen Nachhaltigkeitsprozess erfolgreich auf den Weg bringen will. Partizipation gelingt nur, wenn die Beteiligten weitere Kompetenzen mitbringen. Dazu zählt: auf Augenhöhe zu kommunizieren, die Bereitschaft und Neugier zu haben, Menschen mit anderem Wissen zuzuhören, sich einzudenken und auch einzufühlen. Es braucht die Fähigkeit, ein gemeinsames Problemverständnis zu entwickeln, das oft über die eigene, engere Sicht der Probleme hinausgeht. Denn nur dann lassen sich umfassende Lösungen erarbeiten, die von vielen mitgetragen werden.

Sie begleiten auch Kommunen bei Prozessen beispielsweise bei einer Entwicklung hin zu nachhaltigen Flächenmanagementsystemen? Wie können Kommunen zu mehr Nachhaltigkeit beitragen und wie wichtig sind Kommunen für eine gelingende Nachhaltigkeitsstrategie?

Viele Themen auf dem Weg zur Nachhaltigkeit liegen in kommunaler Hoheit: von gesunder Mittagsverpflegung in der Kita, über die Verankerung von Nachhaltigkeitszielen im kommunalen Haushalt bis hin zur resilienten Stadt als Aufgabe der Stadtentwicklung. Das ist ein sehr breites Spektrum. Und an den Beispielen sieht man bereits, dass viele verschiedene Fachbereiche am

selben Strang ziehen müssen und dass es wertvoll ist, wenn Politik und Verwaltung gut miteinander arbeiten. Unsere Erfahrung ist, dass es auf jede und jeden Einzelne*n in der Verwaltung ankommt und dass es genau dort gut läuft, wo die Arbeit an gemeinsamen Zielen orientiert ist und eine Wertschätzung durch Politik und Zivilgesellschaft stattfindet. Das gilt natürlich auch für das Gelingen der Nachhaltigkeitsstrategie.

Wie wichtig ist für die Entwicklung von nachhaltigen Zukunftsperspektiven, über den eigenen „Tellerrand“ zu blicken und interdisziplinär zusammenzuarbeiten?

Betrachtet man allein den dauerhaft riesigen Flächenverbrauch oder die dramatische Klimaveränderung, dann ist klar, dass ein „Weiter so“ nicht gut ausgehen wird. Es braucht umfassende nachhaltige Konzepte und viele Menschen mit unterschiedlicher Expertise und Kompetenzen, die eine Transformation, also Ziele und die Wege dorthin, vordenken.

Welche Angebote/ Formate hat der WILA? Wie werden die unterschiedlichen Zielgruppen angesprochen?

Der WILA Bonn arbeitet mit ganz unterschiedlichen Methoden. Wir machen das davon abhängig, wen wir erreichen wollen, wie groß die Gruppe ist, ob es eher um Bewusstseinsbildung oder um das gemeinsame Erarbeiten und Bearbeiten von Forschungsfragen oder um das eigentliche Handeln geht. Das können dann Formate wie Wissenschaftscafés sein, bei denen Wissenschaft und Praxis in Austausch kommen. Das sind aber auch interaktive Wissensparcours, in denen sich die Teilnehmenden Wissen zu Bioökonomie, Klimawandel oder Ressourcenschutz selbst erarbeiten. In den letzten Monaten kombinieren wir gerne digitale und analoge Methoden, beispielsweise bei der Schulung von Multiplikator*innen.

Das Gespräch führte Saskia van den Berg, Transferagentur NRW.

Der Wissenschaftsladen Bonn wurde 1984 von Student*innen mit dem Ziel gegründet, Wissenschaftler*innen und Bürger*innen zusammenzubringen. Heute widmet er sich mit einem 35-köpfigen Team Themen wie Energiewende, Biodiversität oder nachhaltige Stadtentwicklung. Verschiedene Fachdisziplinen arbeiten zusammen und bereiten komplexe Sachverhalte so auf, dass Bürger*innen diese verstehen und entsprechend handeln können. www.wilabonn.de



Viele Wege führen zum Ziel

Selbstwirksamkeit für ein gelingendes Aufwachsen

Von Professorin Doris Bühler-Niederberger

Professorin Dr. Doris Bühler-Niederberger

Doris Bühler-Niederberger, Dr. phil., ist Seniorprofessorin an der Bergischen Universität Wuppertal. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind die soziologische Erforschung von Kindheit und generationalen Verhältnissen.



Kinder können auf unterschiedliche Weise heranwachsen und wertvolle Mitglieder ihrer Gesellschaften werden. Da braucht man nicht in den Traditionen ferner Länder nach Unterschieden zu suchen. Schon der Blick auf moderne westliche Gesellschaften zeigt, dass geradezu konträre Vorstellungen realisiert werden. So ist die französische „École maternelle“ ein straffes schulisches Programm auch für ganz junge Kinder, mit großen Klassen, Frontalunterricht, Hausaufgaben und wenig spielerischen Elementen. In den USA dagegen werden für die Altersgruppe der unter Vierjährigen kleine Gruppen befürwortet, in denen

Kinder auf unterschiedliche Weise heranwachsen und wertvolle Mitglieder ihrer Gesellschaften werden. Da braucht man nicht in den Traditionen ferner Länder nach Unterschieden zu suchen. Schon der Blick auf moderne westliche Gesellschaften zeigt, dass geradezu konträre Vorstellungen realisiert werden. So ist die französische „École maternelle“ ein straffes schulisches Programm auch für ganz junge Kinder, mit großen Klassen, Frontalunterricht, Hausaufgaben und wenig spielerischen Elementen. In den USA dagegen werden für die Altersgruppe der unter Vierjährigen kleine Gruppen befürwortet, in denen

währenden Unterschieden zwischen den Ländern auch noch eine lange Liste unterschiedlicher Praktiken hinzufügen, wie sie selbst im Laufe der jüngeren Geschichte unserer eigenen Gesellschaft zu finden sind. Leser*innen, die in den 1950er Jahren aufgewachsen sind, mögen sich an eine Kindheit erinnern, in der sich die Aufmerksamkeit der Eltern für die Hausaufgaben darauf beschränkte, zu fragen, ob man sie gemacht habe, in der man zuhause helfen musste und draußen spielte, wenn man frei hatte, und keiner fragte, was man da getrieben hatte. Aus dem Vergleich von Ländern und Zeiten kann man also schließen, dass man

„Was aber nun den einen richtigen Umgang mit Kindern betrifft, lässt sich viel behaupten, aber wenig belegen.“

spielerisch und möglichst freiwillig gelernt wird; diese Ansicht wird auch in Deutschland geteilt. Noch deutlicher unterscheiden sich die japanischen Vorstellungen, sowohl in den erzieherischen Einrichtungen, in denen die Lehrkräfte beispielsweise kaum in Auseinandersetzungen zwischen Kindern intervenieren, als auch in der Familien-erziehung. Die ethnologische Forschung spricht vom „japanischen Problem“ und meint damit, dass solche Unterschiede in den erzieherischen Programmen unsere Sicht auf die Dinge als eng und ethnozentrisch entlar-

Kinder ist ein Phänomen, das prinzipiell in allen Gesellschaften und allen sozialen Schichten anzutreffen ist, auch wenn einzelne Formen in benachteiligten Verhältnissen häufiger vorkommen. Sie bedarf dringend vermehrter Aufmerksamkeit (WHO, 2013).

Enge Vorstellungen richtiger Kindheit schaffen Ungleichheit

Was aber nun den einen richtigen Umgang mit Kindern betrifft, lässt sich viel behaupten, aber wenig belegen. Man kann nämlich den eingangs er-

mit Kindern unterschiedlich umgehen kann. Das kontrastiert mit dem allgegenwärtigen Mahnfinger in Sachen Erziehung und mit dem Druck, den vor allem Mütter verspüren, „es richtig zu machen“. Das heißt für die Mütter vor allem: genug Zeit aufzuwenden. Die Zeit, die für das Kind eingesetzt wird, ist in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen, trotz vermehrter Berufstätigkeit der Frauen. Es geht dann um Förderung des Kindes und Hilfe bei den Hausaufgaben. Folgerichtig sind die Mütter mehrheitlich teils-zeitbeschäftigt und ihre Erwerbstätigkeit

weist größere Lücken auf – mit den Einbußen bei der Altersvorsorge, die das mit sich bringt (Bühler-Niederberger, 2020).

Dieser Einsatz der Mütter mag mehr oder weniger von Erfolg gekrönt sein. Als Modell für die Zukunft ist er keinesfalls zu empfehlen. Nicht nur wegen der geschlechts- und sozialpolitischen Folgen, entscheidend ist vor allem das Problem für die Kinder: Das angestrenzte Ringen der Mütter um Bildungsvorteile für ihre Kinder führt zu einer Benachteiligung der Kinder, deren Familien nicht der Vorstellung von bildungsinteressierten Familien entsprechen. Schon seit geraumer Zeit existiert das Stigma der „bildungsfernen Familien“, es besetzt die öffentlichen Debatten und die Köpfe derjenigen, die über die Kinder entscheiden. Dabei kommt es zu „sekundären“ bzw. „leistungsfremden Herkunftseffekten“. Mit diesem Begriff spricht die Forschung an, dass

Beispiel der Gymnasialempfehlungen untersucht; die Argumentation mit der Lehrkräfte ihre Urteile rechtfertigen, lautet nicht selten, dass die (bevorzugten) Kinder mit besserer sozialer Herkunft eben auf die Unterstützung der Eltern zählen könnten und die anderen nicht. Das ist ein eigenartiger Fall von Sippenhaft, ausgerechnet von Seiten derjenigen Institution, die Leistungsfähigkeit – und zwar die der Kinder! – fördern und belohnen soll. Wenn die weiterführenden Schulen ohne zusätzliche Unterstützung nicht auskommen, muss diese dringend in anderer Weise organisiert werden: in gerechter Weise.

Das Kind hilft sich selbst

Ob die Hilfe der Eltern bei Hausaufgaben das Kind leistungsfähiger macht und nicht nur die Lehrkräfte vom guten Willen der Eltern überzeugt, darf bezweifelt werden. Man

„Das Kind aus „bildungsfernen Familien“ wird auch dann klar schlechter beurteilt, wenn es eigentlich über die gleichen intellektuellen Fähigkeiten verfügt. Und diese Voreinstellung hat sich in den letzten Jahren sogar verstärkt.“

zwar wohl ein Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft und dem Schulerfolg der Kinder besteht, dass dieser Zusammenhang aber zu mindestens der Hälfte auch dann bestehen bleibt, wenn man die messbaren kognitiven Leistungen der Kinder kontrolliert hält. Mit anderen Worten: Das Kind aus „bildungsfernen Familien“ wird auch dann klar schlechter beurteilt, wenn es eigentlich über die gleichen intellektuellen Fähigkeiten verfügt. Und diese Voreinstellung hat sich in den letzten Jahren sogar verstärkt (Stubbe/Bos/Schurig, 2017). Das wurde vor allem am

kann auf verschiedene Forschungsströmungen Bezug nehmen, die zeigen, dass man die Kinder und nicht ihre Eltern in den Blick nehmen sollte. Erst dann ist zu verstehen, was die Kinder antreibt oder blockiert und warum sie Situationen mehr oder weniger kompetent bewältigen. Es werden Eigenschaften des Kindes erkennbar, die man als Einschätzung seiner selbst und als Umgang mit sich selbst charakterisieren kann. Kinder können sich zum Beispiel in der Schule zutrauen, die gestellten Aufgaben zu bewältigen. Dieses positive schulische Selbstkonzept kann den

Auswahl Lesetipps

- » Doris Bühler-Niederberger: Lebensphase Kindheit, Weinheim, Basel 2020.
- » Doris Bühler-Niederberger/Aytüre Türkyilmaz/Cornelia Gräsel: Erfolgreiche Kinder – zwischen Komplizenschaft und Agency. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 39, 247–264, 2019.
- » Doris Bühler-Niederberger und Lars Alberth: „Victim, perpetrator or what else? – a gender and generational perspective on children, youth and violence“, London 2020.
- » Gwyther Rees/Gill Main: Children’s view on their lives and well-being in 15 countries . York, UK: Children’s Worlds Project (ISCWeB), 2015.
<https://iscweb.org/wp-content/uploads/2019/12/ChildrensWorlds2015-FullReport-Final.pdf>
- » Aytüre Türkyilmaz: Zwischen „Sich-Verbessern“ und „Selbst-Sein“ – ungleiche Familienprogramme, Weinheim, Basel 2018.
- » WHO: European report on preventing child maltreatment, 2013.
http://www.euro.who.int/__data/assets/pdf_file/0019/217018/European-Report-on-Preventing-Child-Maltreatment.pdf

Kindern ermöglichen, erfolgreich zu sein, auch unter wenig begünstigten Bedingungen. Das haben wir in einer Studie festgestellt, in der wir mehr als 400 Kinder im Bergischen Land von der zweiten bis zur vierten Klasse dreimal befragten; knapp zweihundert konnten wir in der sechsten Klasse ein viertes Mal erfassen.

Besonders aufschlussreich war die genauere Analyse der Kinder, die aus einfachen sozialen Verhältnissen kamen, schulisch aber überdurchschnittlich erfolgreich waren. Sie hatten ein positives schulisches Selbstkonzept, während die mehr oder weniger intensive Unterstützung der Eltern keinen Einfluss hatte; elterliche Hilfe bei den Hausaufgaben beeinflusste den Schulerfolg sogar negativ (Bühler-Niederberger/Türkyilmaz/Gräsel, 2019). Dagegen begünstigten frühere Erfolgserlebnisse eine solche Selbsteinschätzung der Kinder. In ergänzenden Fallstudien stellten wir fest, dass die Eltern der Kinder, die in dieser Weise erfolgreich waren, gelegentlich sogar etwas irritiert waren ob der Eigenständigkeit ihrer Kinder (Türkyilmaz, 2018).

Auf einen weiteren Aspekt der Selbsteinschätzung der Kinder macht die PISA-Studie 2018 aufmerksam. Dieser wird „growth mindset“ genannt. Angesprochen ist damit, ob das Kind glaubt, dass es seine Intelligenz positiv entwickeln kann. Ist das der Fall, so traut sich das Kind mehr zu, hat weniger Angst vor Misserfolg, bewertet die Schule positiver und leistet auch tatsächlich mehr – unabhängig vom sozialen Hintergrund. Begünstigt wird eine solche Selbsteinschätzung durch eine Lernumgebung, in der auch die Lehrkräfte überzeugt sind, dass Intelligenz entwickelt werden kann und auf schwächere Erfolge nicht mit der Reduktion von Ansprüchen an diese Kinder reagieren, sondern mit einer individuellen Variation von Instruktionsmethoden, investierter Anstrengung, zur Verfügung gestellter Zeit usw. (OECD, 2019, S. 199-210).

Gelingendes Aufwachsen bedeutet selbstverständlich nicht nur Schulerfolg, sondern auch Wohlbefinden, Zufriedenheit mit dem eigenen Leben. Schlüsselt man auf, was denn diese Zufriedenheit vor allem ausmacht, so stößt man wiederum auf die Art, wie

das Kind sich einschätzt. Die Antworten auf Fragen wie: „Ich mag es, wie ich bin“, oder „Ich komme gut klar mit meinen täglichen Verpflichtungen“, zeigten bei über 500000 befragten 8- bis 12-jährigen Kindern in 15 verschiedenen Ländern den deutlichsten Zusammenhang zu ihrer Lebenszufriedenheit. Von großer Bedeutung war es für die Kinder auch, mitbestimmen zu können über die Einteilung der freien Zeit. Sozioökonomische Faktoren besaßen geringere Bedeutung (Rees/Main, 2015).

Solche Einstellungen der Kinder zu sich selbst können in unterschiedlichen erzieherischen Arrangements erreicht werden. Vorausgesetzt ist, dass die Kinder Erfolgserlebnisse machen können, Anerkennung erfahren und Respekt vor dem, was sie leisten und erreichen können. Die alltäglichen Interaktionen der Kinder sind daraufhin zu untersuchen, inwiefern sie diese Qualitäten bieten, und umgekehrt ist auch danach zu suchen, wo Entmutigungen und Abwertungen erfahren werden – seien sie nun absichtlich oder unabsichtlich zugefügt.

Im Gespräch mit ...

Barbara Brokamp

ehemalige Projektbereichsleiterin „Inklusion“
der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft

Über einen respektvollen
Umgang mit Vielfalt

Frau Brokamp, bei der Recherche zum Thema „Inklusion“ bin ich auf das Buch „Inklusion ist machbar!“ gestoßen, das Sie in Ihrer Zeit bei der Montag Stiftung gemeinsam mit Ihrem Team erarbeitet und veröffentlicht haben. Das Praxishandbuch für Kommunen beschreibt spannende Prozesse und Entwicklungen von kommunalen Strukturen, die „Inklusion“ in den Mittelpunkt rücken. Wie kam es zu dieser Veröffentlichung?

Während meiner Tätigkeit in der Stiftung gab es viele Projekte, die das Ziel hatten, das Verständnis von „Inklusion“ in Kommunen zu schärfen und gleichzeitig „Inklusion“ als Grundstein – als Querschnittsthema – für jegliches Handeln zu legen. Diese Projekte und die damit angestoßenen Prozesse sollten sichtbar werden. Daher publizierten wir im Laufe der Zeit drei Veröffentlichungen – in den Jahren 2011, 2015 und 2018. Wir wollten die gesammelten Erfahrungen für andere Interessierte zugänglich machen. Die dadurch gewonnene Wissensbasis sollte und soll weiterhin eben Jene motivieren

und ermutigen, ähnliche Prozesse in ihren kommunalen Kontexten zu initiieren.

Gemeinsam mit Kommunen haben Sie den „Index für Inklusion“ aus Großbritannien, der vor allem für die Bildungsbereiche zugeschnitten ist, auf gesamtkommunale Entwicklungsprozesse übertragen. Mit Hilfe des Index begleiteten Sie dann Schulen, Bildungseinrichtungen, Institutionen und eben auch Kommunen, die sich zum Thema „Inklusion“ weiterentwickeln wollten. Was haben Sie an dem Index verändert und wie sah die kommunale Begleitung aus?

Die Struktur des Indexes war in drei große Bereiche aufgeteilt. Die Autoren hatten damals nach Kulturen einer Einrichtung gefragt, nach Strukturen und Strategien sowie Praktiken. Diese Fragen haben wir gemeinsam mit Kommunen adaptiert. Ziemlich schnell wurde klar, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Kommune weniger Kulturen, Strukturen, Praktiken im Kopf haben, sondern viel mehr Themen, wie zum

Barbara Brokamp

Ursprünglich als Lehrerin tätig und nach Stationen in der Lehrer*innen Fort- und Ausbildung sowie an der Universität zu Köln arbeitete Barbara Brokamp viele Jahre in der Montag Stiftung „Jugend und Gesellschaft“. In der Stiftung entwickelte sie den Bereich „Inklusion“ mit und verantwortete ihn als Projektbereichsleiterin. In einem 2016 veröffentlichten Artikel schreibt sie: „[Inklusion] ... sie ist nicht mit einem Projekt erledigt ... Inklusion ist auf vielen Ebenen wirksam, überall und von jedem gestaltbar und eine Bereicherung für alle“. Darüber wollte ich mehr von ihr erfahren und freute mich über eine schnelle Zusage zu einem Gespräch für diese Ausgabe.



Beispiel „Mobilität“, „Bildung“, „Freizeit“, „Versorgung“. Dementsprechend konnten wir gemeinsam zehn Themenfelder identifizieren, denen wir die Fragen zugeordnet haben. Dadurch sind noch viel mehr Fragen hinzugekommen. Die Fragen bieten Diskussions- und Reflexionsanlässe. Dieser Index konnte von den Kommunen als Entwicklungsinstrument angewandt werden und in diesem Sinne haben wir sie dann begleitet. Dabei haben wir die Expertise und das Know-how eines Veränderungsprozesses zur Verfügung gestellt. Immer davon ausgehend, dass die konkreten Lösungsansätze vom System, also der Kommune selbst entwickelt werden. So unterstützten wir die Akteure, die Veränderungen zu organisieren. Aus diesem Zusammenspiel hat sich vor allem innerhalb der Kommunalverwaltung eine gewisse Kultur der Kommunikation ergeben, die sich darauf aufbauend in den Strukturen abgebildet hat.

Wie gelang es, das Verständnis von „Inklusion“ bei allen Beteiligten auf einen Nenner zu bringen? Bei „Inklusion“ denken ja Viele zunächst an die Personengruppe der „Menschen mit Behinderung“ und Schule, weil es in der Öffentlichkeit häufig verkürzt dargestellt und ein entsprechender Diskurs dazu geführt wird. Welche Erfah-

rungen haben Sie gemacht oder was ist Ihnen wichtig?

In den Kommunen lag schon ein recht breites Verständnis von „Inklusion“ vor. Da war die Öffnung schon sehr viel größer. In den konkret benannten Beispielen ging es dann aber häufig

„Mir war und ist wichtig, das weite Inklusionsverständnis hervorzuheben.“

doch wieder in erster Linie um Menschen mit Behinderungen oder den Bildungsbereich. Das innere Denken ist doch stark durch den in der Öffentlichkeit geführten Diskurs geprägt, wie Sie ihn auch beschreiben. Mir war und ist wichtig, das weite Inklusionsverständnis hervorzuheben. Immer wieder unterteilen wir Menschen in Gruppen wie „People of Color“ und Weiße oder „Alte“ und „Junge“. Im Verlauf und der Auseinandersetzungen gera-

de auch mit vielen Perspektiven und Menschen, verstand ich immer mehr, dass genau diese Einteilung der sensibelste Kern darstellt. Gerade wenn „Andere“ anfangen Menschen zu kategorisieren. Da entsteht schnell ein „Wir“ und „Die“ und Menschen werden auf ein Merkmal reduziert, das für sie selber gar nicht ihre ausschließliche Identität ausmacht. Jemand sagte einmal: „Menschen sind ein Ensemble von Eigenschaften“. Das als Prämisse zu nehmen und danach zu handeln, ist meiner Ansicht nach, die Essenz einer Gesellschaft, die alle Menschen teilhaben lassen möchte.

Kategorisierungen und Fremdzuschreibungen können problematisch sein. Sie bestimmen möglicherweise einen defizitär geführten Diskurs, der beispielsweise Merkmale in kausale Zusammenhänge mit Verhaltensweisen bringt. Wenn es allerdings um kommunale Planung geht und hier gewisse Bedarfe erhoben werden müssen, ist es sehr schwieriger die menschliche Vielfalt abzubilden – hier benötigt es einer gewissen Reduktion von Komplexität, um beispielsweise Zahlen handhabbar zu machen...

Ja. Ich denke auch, dass wir Kategorien brauchen für genau diese Zwecke und Menschen können ja gar nicht anders, als bestimmte Kategorien für

sich zu entwerfen, um die Umwelt greifbar zu machen. Aber das sollte eben ohne Zuschreibungen geschehen. Die Offenheit, die Umwelt nicht ausschließlich auf Kategorien zu fokussieren und neue Sichtweisen zu respektieren, das ist wichtig. Sich selbst mit der eigenen Position und der eigenen Sichtweise zu hinterfragen, kann diese Offenheit mit sich bringen und ist daher auch ein Schlüssel für das gesellschaftliche Miteinander. Letztendlich auch für die Demokratie.

Was hat Inklusion mit Demokratie zu tun?

Eine Demokratie ohne inklusives Denken und Handeln ist langfristig nicht möglich. Es geht doch bei Inklusion um Teilhabe aller Menschen und darüber hinaus um eine Verantwortungsübernahme aller. Demokratie ist genau wie Inklusion ein Prozess. Es gibt nicht DIE Demokratie, es gibt keinen fertigen Zustand, sondern es gibt immer wieder neue Anforderungen und Herausforderungen. Demokratie muss von möglichst vielen Menschen mit vielfältigen „Ensembles von Eigenschaften“ gestaltet werden können. In diesem Sinne ist Demokratie dann auch nachhaltig.

Es muss also generell darüber gesprochen werden, wie man miteinander umgehen möchte. Das ist in der Demokratie eine interessante Frage, aber genauso in Netzwer-

ken oder Teams. Das ist auch eine Frage von Verantwortungsübernahme. Wie reden wir miteinander und wer braucht was – diese Kommunikation zu verantworten, ist herausfordernd, aber sie setzt an der Vielfalt von Menschen an und respektiert diese dabei.

Wo muss Bildung Ihrer Meinung ansetzen, um Menschen in ihrer Vielfalt zu erreichen?

Schauen wir im Bereich Bildung auf Schule, ist ja inzwischen klar, dass vor allem die Strukturen schon allein die größte Hürde darstellen. Die Trennung von Kindern nach den unterschiedlichen Schulformen suggeriert ja seit Jahrzehnten eine Homogenität in Schulklassen, die es gar nicht gibt. Zusätzlich hat sich unsere Gesellschaft stark verändert und trotzdem wird in den schulischen Strukturen immer noch so getan, als gäbe es die Vielfalt nicht. Schon das System alleine ist kein gutes Vorbild für inklusives und demokratisches Handeln. Das kann langfristig ohne Veränderungen, ohne Verantwortungsübernahme für diese gesellschaftliche Vielfalt nicht „gut“ gehen.

Auch die ganztägige inklusive Bildung spielt eine wichtige Rolle. Wegen der Chancengerechtigkeit und der Erweiterung des Bil-

„Eine Demokratie ohne inklusives Denken und Handeln ist langfristig nicht möglich.“



Literatur

- » Brokamp, B. (2016): Inklusion als Aufgabe & Chance für Alle. Kulturelle Bildung online: www.kubi-online.de/index.php/artikel/inklusion-aufgabe-chance-alle [10.11.2020]
- » Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hrsg.) (2011): Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion - ein Praxishandbuch. Bonn.
- » Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hrsg.) (2015): Inklusion auf dem Weg. Das Trainingshandbuch zur Prozessbegleitung. Bonn.
- » Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (Hrsg.) (2018): Inklusion ist machbar! Das Erfahrungshandbuch aus der kommunalen Praxis. Bonn.

dungsverständnisses in diesem Kontext – nicht nur Unterricht ist Bildung, sondern auch non-formale und informelle Angebote für Kinder und Jugendliche. Darüber hinaus sollte auch lebenslanges Lernen berücksichtigt werden.

Strukturell gesehen würde ich mir außerdem wünschen, dass Bildung noch häufiger in Kooperationen gedacht wird.

Zum Beispiel Schule und Jugendhilfe. Hier darf man sich gerne über unterschiedliche Herangehensweisen streiten, aber der Streit sollte über den Kampf um Zuständigkeiten hinausgehen und um die Sache geführt werden. Schade, denn ich glaube in dieser Zusammenarbeit steckt grundsätzlich viel Potential.

Wovon möchten Sie noch mehr, wenn es um das Thema Inklusion geht?

Ich wünsche mir mehr von dem inklusiven Führungshandeln. Ich glaube, das würde uns sehr viel weiterbringen. Leitungen sollten die inklusive Haltung auf allen Ebenen verinnerlichen. Das würde dazu führen, dass

alle anderen Menschen ernster genommen und sichtbarer werden. Dazu gehört für mich, Menschen zu respektieren, sie sichtbar zu machen, ihre Meinung hervorzuheben und ihnen dadurch ihre Wirksamkeit erlebbar zu machen. Ich meine damit nicht, dass es um das „von oben nach unten handeln“ geht. Wenn diejenigen, die die meisten Gestaltungsspielräume haben, sich für ein solches Miteinander verantwortlich fühlen – das würde ich mir wünschen.

Inklusion ist kein „Extra-Thema“. Es ist die Grundlage für ein Denken, ein Handeln.

Leider neigt sich unser Gespräch dem Ende zu. Ich denke, das Statement setzt einen guten Punkt. Vielen Dank, Frau Brokamp, für das spannende Gespräch!

Das Gespräch führte Laura Förste, Transferagentur NRW.

„Inklusion ist kein „Extra-Thema“. Es ist die Grundlage für ein Denken, ein Handeln.“

Inklusion

„Konkret auf Bildungsmaßnahmen bezogen bedeutet **Inklusion** für uns eine Gewährung gleicher Bildungschancen für alle.“

4 Fragen an ...

Roland Liebermann
Inklusionsbeauftragter der
Stadt Monheim am Rhein

Herr Liebermann, wie ist es zu dem Aktionsplan „Monheim inklusiv“ in Ihrer Stadt gekommen?

Der Rat der Stadt Monheim hatte bereits am 13. März 2013 einen Beschluss gefasst, in dem er ausdrücklich den Willen bekundete, einen breit angelegten inklusiven Veränderungsprozess zusammen mit der Einwohnerschaft zu eröffnen. Gemeinsam mit rund 80 Bürgerinnen und Bürgern der Stadt begab sich die Stadtverwaltung auf den Weg zum Aktionsplan „Monheim inklusiv“, der zwei Jahre später im Rat verabschiedet wurde. Sowohl der Nationale Aktionsplan der Bundesregierung „einfach machen – Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft“ vom 15. Juni 2011 als auch der Aktionsplan der Landesregierung NRW zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention vom 4. Juli 2012 stellten die Grundlage für diesen Prozess dar.

Was ist Ihnen bei dem Thema Inklusion besonders wichtig?

Besonders wichtig ist mir, das Thema für die Stadt ganzheitlich zu sehen und nicht etwa

nur auf spezielle Bereiche oder Personengruppen bezogen.

So war es uns wichtig mit

dem im Jahre 2013 angestrebten Inklusionskonzept das Verständnis von Inklusion über jenes der UN-Behindertenrechtskonvention weiter auszudehnen und im Grunde auf die gesamte Stadtbevölkerung zu beziehen. Inklusion verstehen wir als ein Menschenrecht, dass für alle Menschen gilt. Zu den Grundideen einer inklusiven Haltung gehört es, die Herausforderungen unserer Welt menschenwürdig anzunehmen, allen Menschen zu ermöglichen am Leben teilzuhaben und Barrieren für eine Teilhabe zu erkennen und abzubauen. Das betrifft natürlich sehr stark Personen, die körperlich und/oder geistig benachteiligt sind, aber eben auch nicht nur – man denke beispielsweise nur an Kinder, Menschen mit Migrationshintergrund, Senioren.

Welche Akzente setzt die Stadt Monheim beim Thema Inklusion und welche (Bildungs-) Maßnahmen stehen dabei im Vordergrund?

Neben der Umsetzung aller im Aktionsplan „Monheim inklusiv“ ausführlich beschrie-

Roland Liebermann

Roland Liebermann ist kommunaler Wahlbeamter und seit Juni 2006 als Erster Beigeordneter bei der Stadt Monheim am Rhein tätig. Im Verwaltungsvorstand vertritt er als Kämmerer die Bereiche Finanzen und Soziales. Er fungiert langjährig auch als städtischer Inklusionsbeauftragter. Ihm obliegt damit die Aufgabe, die Belange von Menschen mit Behinderungen zu wahren und den Rat und die Verwaltung bei der Durchsetzung der Gleichbehandlung von Menschen mit und ohne Behinderung zu unterstützen. Langjährige kommunale Leitlinie ist dabei das vom Rat beschlossene strategische Ziel, eine „Stadt für alle“ zu sein, in der Inklusion umfassend verwirklicht wird. Begleitend dazu hat der Rat schon im Jahr 2015 mit dem Aktionsplan „Monheim inklusiv“ ein städtisches Inklusionskonzept unter Bezugnahme auf die UN-Behindertenrechtskonvention beschlossen, das vielfältige Planungen und Maßnahmen für alle Bereiche der kommunalen Daseinsvorsorge beinhaltet.



benen Maßnahmen, die alle Bereiche der Daseinsvorsorge betreffen, ist es auch gelungen dem Thema durch regelmäßige Berichte im zuständigen Fachausschuss eine dauerhafte Präsenz im politischen Raum zu geben.

Weiter wurde zur Finanzierung inklusiver Projekte eine Miniprojektbörse etabliert, die leicht zugänglich ist und mit einem jährlichen Budget von 40.000 Euro schnell und effektiv wirken kann. Konkret auf Bildungsmaßnahmen bezogen bedeutet Inklusion für uns eine Gewährung gleicher Bildungschancen für alle. In diesem Zusammenhang existiert in Monheim am Rhein schon seit bald zwei Jahrzehnten das Modell Mo.Ki (Monheim für Kinder), dass sich als eine besondere Präventionskette versteht und mittlerweile Angebote und Hilfestellungen für Kinder aller Altersstufen umfasst. Jüngst konzipiert wurde hier das Projekt Mo.Ki „Inklusiv“, bei dem Kinder der Schulklassen 1 bis 6 im Fokus stehen, die sozial-emotionale Auffälligkeiten aufweisen, bzw. sich in psychosozialen Risikolagen befinden und vor allem bei den Schulübergängen einer besonderen Hilfe bedürfen.

Daneben streben wir die Umsetzung der schulischen Inklusion vor Ort durch zum

Beispiel einer auskömmlichen Ganztagsförderung, der Förderung rhythmisierter Ganztagesklassen und die grundsätzliche Reduzierung der Klassengrößen an.

Was wünschen Sie sich, um (kommunale) Inklusion weiter voran zu treiben und noch stärker zu verankern?

Hilfreich wären hier sicherlich noch weitergehende Vereinheitlichungen zu diesem Themenkomplex in den jeweils einschlägigen Gesetzen und Rechtsverordnungen des Bundes und Landes NRW, da sich damit einheitliche Lebensverhältnisse flächendeckend am besten herstellen lassen. Da ist auch schon viel getan worden, aber sicherlich auch noch Luft nach oben!

Das Interview führte
Laura Förste,
Transferagentur NRW.

„Zu den Grundideen einer inklusiven Haltung gehört es, die Herausforderungen unserer Welt menschenwürdig anzunehmen, allen Menschen zu ermöglichen am Leben teilzuhaben und Barrieren für eine Teilhabe zu erkennen und abzubauen.“

„Glitzer statt Staub“

Das LibraryLab in der Düsseldorfer Zentralbibliothek: ein Lern- und Begegnungsort der Zukunft

Von Saskia van den Berg
Transferagentur NRW



V.l.n.r. Stephan Schwering, Maike Lins, Dirk Ehlen
3D-Drucker, VR-Brillen und Spielekonsolen: das LibraryLab steht allen Besucher*innen zum Lernen und Experimentieren zur Verfügung.



Düsseldorf Hauptbahnhof. Nur wenige Touristen verirren sich zum Ausgang am Berthavon-Sutter-Platz. Doch lässt man Rhein und Altstadt hinter sich und nutzt den hinteren Bahnhofsausgang steht man auf einem kleinen Platz, der umgeben von einem eher schmucklosen und funktionalen 80er-Jahre-Bau ist. Aber nur wenige Schritte entfernt betritt man eine andere Welt. Eine Welt die aus Märchen, spannenden Abenteuern, Liebesgeschichten und vielen weiteren Erzählungen und Gedichten besteht. Die Düsseldorfer Zentralbibliothek ist ein Ort der Ruhe in der hektischen Bahnhofswelt. Tausende von Büchern und Medien laden die Besucher*innen zum Schmökern, Entdecken

re-Bau. Hinzugekommen sind in den letzten Jahren auch DVDs, CDs sowie PC- und Konsolenspiele. Besonders beliebt in Corona-Zeiten sind eBooks und digitale Zeitschriften. Längst werden in Bibliotheken auch nicht nur Medien ausgeliehen und zurückgegeben, vielmehr sind sie zu Begegnungs- und Lernorten geworden, an denen die Menschen sich gerne aufhalten. Das zeigt sich besonders auch in Zeiten von Corona. Die Nutzer*innen seien sehr froh gewesen, als die Bibliothek nach mehrwöchiger Schließung endlich wieder ihre Türen aufgeschlossen hatte, erzählt Stephan Schwering, Leiter der Zentralbibliothek.

„Eine Bibliothek muss gemeinsam mit den Bürger*innen entwickelt werden.“

Stephan Schwering

und Verweilen ein. Längst sind Bibliotheken keine Orte mehr von Bücherreihen voller verstaubter Bücher. Heutige Bibliotheken müssen viel mehr sein als reine Ausleihstationen für Medien. Und dennoch hält sich diese Vorstellung hartnäckig in vielen Köpfen. 1986 gebaut, ist die Zentralbibliothek in Düsseldorf zunächst als klassische Ausleihbücherei konzipiert worden. Doch die Nutzung hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. So finden sich mittlerweile nicht nur Bücher in dem typischen 80er-Jah-

Für Schwering ist die Bibliothek „das Wohnzimmer der Stadt“. Deshalb ist er mit seinem Team auch immer wieder auf Suche nach neuen Ideen. Eins der neuesten Projekte ist das LibraryLab. Unter dem Motto „Glitzer statt Staub“ wurde das LibraryLab im Oktober 2017 eröffnet. Denn die Digitalisierung verändert rasant unsere Welt, auch die der Bücher. Direkt am Eingang empfangen die Besucher*innen deshalb Farbmarkierungen in strahlendem Magenta. Sie weisen den Weg in den ersten Stock zum LibraryLab.





Der Dom in Düsseldorf: Modelle aus dem 3D-Drucker.

Dort angekommen, warten 3D-Drucker, VR-Brille oder der Gaming-Bereich auf die Nutzer*innen. Die neuen Angebote gliedern sich dabei in die Bereiche „Virtual Reality“, „Gaming“, „MakerSpace“, 3D-Druck, Kommunikationsraum und „makerkids“. Das Besondere im LibraryLab: alle Technologien können ausprobiert und getestet werden. So schlendert man beispielsweise mit GoogleEarth durch historische Städte oder steht in der afrikanischen Savanne und sieht den Löwen beim Dösen zu. Wer gerne kreativ ist, den lädt der 3D-Drucker zum Experimentieren und Ausprobieren ein.

tauchen mit der VR-Brille in andere Welten ab oder experimentieren mit dem 3D-Drucker. Oder sie tauschen sich mit Gleichgesinnten im OpenLab aus. Interaktion findet hier nicht nur digital, sondern in der ganz realen Welt statt. So schafft Digitalität auch Nähe. Das LibraryLab und die Bibliothek sind damit zu einem viel genutzten Ort der Begegnung geworden.

Und zwar zu einem so viel genutzten Ort, dass der Platz schon lange nicht mehr ausreicht: Ende 2019 waren dort 386.000 Bücher und Medien untergebracht und etwa 690.000 Besucher*innen besuchten die

*„Wir lernen im selben Zeitraum wie unsere Nutzer*innen.“*

Dirk Ehlen

Das Angebot ist ganz bewusst sehr niedrigschwellig angelegt, damit alle, die Spaß am Lernen haben, sich die Angebote im LibraryLab aneignen können, erklärt Maike Lins, Leiterin Digitaler Kundenservice. Vor allem auch viele ältere Menschen trauen sich hier neue Dinge auszuprobieren und

Zentralbibliothek. Seit 2016 gibt es deshalb die Idee, eine neue Zentralbibliothek zu eröffnen. Im Mai 2017 stimmte der Rat der Stadt Düsseldorf diesem Wunsch zu. Seitdem laufen die Planungen für den Umzug in ein Gebäude auf der anderen Bahnhoftsseite. Das Team besuchte Bibliotheken in Aar-



hus, Helsinki und Tilburg, im Rückreisegepäck viele Ideen und Inspirationen für das eigene Großprojekt.

Aber natürlich wurden auch die Bürger*innen in die Planung miteinbezogen und nach ihren Wünschen gefragt. Der Umbau des ehemaligen Postgebäudes am Konrad-Adenauer-Platz zu einem Theater und einem luftigen Haus der Bücher soll zum Verweilen und Stöbern einladen. Deshalb wird es in der neuen Bibliothek nun auch ein Café geben, in dem man gemütlich sitzen und schmökern kann, einen großen Kinder- und Jugendbereich sowie gemütliche Rückzugsorte. Viel genutzt, aber viel zu wenig waren auch die Arbeitsplätze, deren Zahl nun von 180 auf 600 steigt, WLAN inklusive. „Wir möchten mit der Erweiterung eine lebendige, vibrierende Bibliothek als Ort für die Stadtgesellschaft schaffen“, beschreibt Schwering das Vorhaben. Das ist besonders wichtig in Zeiten, in denen viele öffentliche Orte kommerzialisiert werden. Eine lebendige Stadtgesellschaft benötigt Orte, an denen sich Menschen begegnen, kennenlernen und voneinander lernen können.

Das Team der Bibliothek möchte mit seinen Ideen und Angeboten nicht nur zum Lernen und Entdecken anregen, sondern versteht die Bibliothek selber als lernenden Ort. Das LibraryLab hat somit nicht nur die Art der Nutzung der Bibliothek verändert, sondern auch die Zusammenarbeit innerhalb des Bibliotheksteams. Austausch über Hierarchieebenen und Abteilungen hinweg sowie

eine positive Fehlerkultur sind wichtige Gelingensfaktoren für eine lebendige und sich weiterentwickelnde Bibliothek. „Das ist ein ganz dynamischer Prozess“, erklärt Stephan Schwering, der „seine“ Bibliothek als „Bürger*innenbibliothek“ versteht. „Wir lernen im selben Zeitraum wie unsere Nutzer*innen“, beschreibt Dirk Ehlen den Prozess. Und Schwering ergänzt: „Eine Bibliothek muss gemeinsam mit den Bürger*innen entwickelt werden“. Und für diese Vision einer „Bürger*innenbibliothek“ sitzt das Bibliotheksteam bereits auf gepackten Bücherkisten, denn 2021 soll die neue Bibliothek mit etwa 7.750 qm² Publikumsfläche unter dem Namen KAP1 eröffnet werden.



Ein Teil des LibraryLab-Teams vor den Bildern der neuen Bibliothek KAP1.

Nachhaltige Schulentwicklungsplanung – über Gestaltungsmöglichkeiten, Verantwortungsbewusstsein und Akzeptanz

Im Gespräch mit Natalie Sadik, Schulentwicklungsplanerin & Bildungsmanagerin des Landkreises Saarlouis

Frau Sadik, Sie sind Schulentwicklungsplanerin im Landkreis Saarlouis und verbinden dieses Themenfeld gerne mit weiteren wie die der Inklusion und Integration, Partizipation und Bildung für nachhaltige Entwicklung – ein breites Spektrum. Mich würde interessieren, was Ihrer Erfahrung nach eine nachhaltige Schulentwicklungsplanung ausmacht?

Wenn man Schulentwicklung nachhaltig planen möchte, dann spielt Partizipation eine wichtige Rolle. Das meint sowohl die Zusammenarbeit zwischen den Ämtern innerhalb der Kommunalverwaltung als auch die Beteiligung von Bürger*innen. Vertrauen in die Gestaltungskompetenzen und in das Expert*innenwissen des Gegenübers sowie Verlässlichkeit sind Grundvoraussetzungen dafür.

Nachhaltige Schulentwicklungsplanung gelingt Ihrer Ansicht nach also nicht ohne Partizipation – im Sinne von Zusammenarbeit und Beteiligung. Warum nicht?

Nehmen wir zunächst die Beteiligung von Bürger*innen. Wenn wir wollen, dass beispielsweise Maßnahmen akzeptiert werden, die weit in die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen, Lehrer*innen aber auch Eltern eingreifen, liegt die Antwort auf der Hand. Partizipation erhöht die Akzeptanz von Entscheidungen für gewisse Maßnahmen. Doch nicht nur das: durch die Zusammenarbeit und Beteiligung können wir den Nutzen von Maßnahmen für die Bürger*innen erhöhen, da wir ihre Vorstellungen und Wünsche in die Planung einbeziehen.

Das bedeutet, dass sich Menschen mit den Maßnahmen identifizieren können?

Genau. Dadurch entsteht eben auch ein Verantwortungsgefühl. Häufig wird ja Vandalismus beispielsweise an Schulneubauten beklagt. Ich bin der Überzeugung, dass dem durch Beteiligung, durch die Identifikation mit Maßnahmen und das dadurch entstandene Verantwortungsgefühl vorgebeugt werden kann.

Wie machen Sie das? Wie schaffen Sie es, durch Beteiligung Schulentwicklung nachhaltig zu planen?

Für uns im Landkreis Saarlouis hat sich die Zukunftswerkstatt bewährt. Die Methode schafft es, eine große offene Gruppe von Menschen mit unter-

„Ich würde mir für die Zukunft wünschen, dass die Zusammenarbeit – die Vernetzung und Kooperation – auf der strukturellen Ebene noch mehr ausformuliert würde und dadurch sichtbarer wäre!“

schiedlichsten Interessen, Bedürfnissen und Altersstrukturen ins Gespräch zu bringen. Und das zielgerichtet, so dass die Gruppe in einem relativ kurzen Zeitraum konkrete Ergebnisse erarbeitet und alle Beteiligten zufrieden sind – denn über die Ergebnisse wird demokratisch abgestimmt.

Mit der Zukunftswerkstatt haben wir bereits zahlreiche Projekte erarbeitet und umgesetzt – wie Schulhofumgestaltungen oder Mensaneubauten.

Das hört sich nach einem spannenden Prozess an, der sicherlich gut vorbereitet sein muss. Was gehört dazu, dass die Beteiligung gelingt?

Absolut. Der Beteiligungsprozess muss im Vorfeld von allen Fachämtern innerhalb der Kommunalverwaltung genau vorbereitet werden. So müssen Aufgaben und Rollen verteilt und geklärt sein, um die Finanzierung und Kapazitäten aller Fachbereiche – von Schulamt bis zum Bauamt – sicherzustellen. Wichtig ist, dass die Durchführung des Beteiligungsprozesses, die Vorstellung der Ergebnisse und die Umsetzung der Maßnah-

men recht zeitnah zueinander angelegt sind. Ansonsten riskiert man, dass die Menschen frustriert sind – da sie ihr Engagement nicht umgesetzt sehen. Die Abstimmungen zwischen den Fachämtern und das Zeitmanagement sind also das A und O für einen gelungenen Beteiligungsprozess.

Wie stellen Sie sicher, dass die Beteiligten am Ende nicht enttäuscht sind, wenn all die schönen Ideen womöglich nicht umsetzbar sind?

Transparenz ist hier das Stichwort. Sowohl die Fachämter als auch die Bürger*innen benötigen Informationen darüber, was realisierbar ist, aber vor allem, was auch nicht. So besteht ein größeres Verständnis für den Handlungsspielraum und die realen Möglichkeiten für die Umsetzung bestimmter Ideen.

Warum hat sich der Landkreis Saarlouis für ein solch scheinbar komplexes und zeitaufwändiges Vorgehen entschieden?

Das hat sich 2001/2002 daraus ergeben, dass der Kreis vor einer großen Herausforderung stand und einem damit einhergehenden



Natalie Sadik

Natalie Sadik ist seit 2010 als Schulentwicklungsplanerin des Landkreises Saarlouis tätig. Außerdem ist sie Leiterin des Schulprogramms, Bildungsmanagerin und Moderatorin von interkommunalen Beteiligungsprozessen im Landkreis. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen neben der Schulentwicklung bei den Themen Inklusion, Integration, Partizipation und Bildung für nachhaltige Entwicklung bzw. Nachhaltige Entwicklung als Querschnittsaufgabe.

Handlungsdruck. Das G8 Gymnasium und der Ausbau der Schulen zu Ganztageseinrichtungen wurde eingeführt, was zur Folge hatte, dass der Schulunterricht vom Vormittag bis in den Nachmittag ausgedehnt wurde. Das wiederum erforderte von den Schulträgern, dass Bistros neu gebaut oder Schulbauten umgestaltet werden mussten, damit sich Schüler*innen bis in den Nachmittag wohlfühlen können. Verschiedene Ebenen sind dann aufeinander zugegangen. Zum einen hatte der Landkreis als Schulträger von 28 weiterführenden Schulen bis dato keine Erfahrungen mit solchen Bauprojekten, die aus Halbtagsschulbetrieben ganztagsfähige Bildungs- und Betreuungsorte machen sollten, zum anderen forderten die Schulen ein, dass ihre Bedarfe in den Bauplanungen berücksichtigt werden.

Beide Seiten – Schulen und Kreisverwaltung – erkannten, dass sie nur miteinander die notwendigen Veränderungen angehen und dem Anspruch von G8 gerecht werden können. Das ist ja ein schönes Beispiel dafür, wie unterschiedliche Expertisen hier ineinandergreifen, sich ergänzen können und so der Komplexität gerecht werden können.

Ja, man hatte damals auf der politischen Ebene erkannt, dass beide Systeme zusammenarbeiten müssen, so dass eine Schnittstelle für das Thema geschaffen wurde. Beiden Seiten war klar, dass sie da voneinander profitieren können.

Was hat sich durch dieses Vorgehen noch ergeben? Was hat sich dadurch vielleicht auch innerhalb der Kommunalverwaltung verändert?

Das Rollenverständnis hat sich innerhalb und außerhalb der Verwaltung geändert. Die Erkenntnis, dass durch die Einbeziehung von Nutzer*innen Fehlplanungen verhindert werden können, ist für diese Veränderung ausschlaggebend. Denn Fehlplanungen sind am Ende des Tages kostspieliger als die Beteiligung von Bürger*innen. Das kann genauso auf die fachämterübergreifende Zusammenarbeit übertragen werden. Die Einbeziehung von Fachexpertise trägt zur Zufriedenheit aller bei – die Bedürfnisse diverser Perspektiven werden berücksichtigt und tragen zu einem ganzheitlichen Ansatz bei der Maßnahmenplanung bei.

Das heißt, die Selbstverständlichkeit Maßnahmen gemeinsam zu planen, ist gewachsen?

Richtig. Die Motivation, Großprojekte umfassend anzugehen, ist gestiegen, da der langfristige Ertrag von einem vermeintlich komplexen Vorgehen durch ämterübergreifende Zusammenarbeit und Beteiligung sich im Landkreis Saarlouis bewährt hat. Die Nachhaltigkeit der Maßnahmen hat entsprechend zugenommen – alle sind gleichermaßen an dem Erfolg beteiligt. Das hatte eben, wie schon angedeutet, Auswirkungen auf die

„Die Erkenntnis, dass durch die Einbeziehung von Nutzer*innen Fehlplanungen verhindert werden können, ist für diese Veränderung ausschlaggebend.“



Das fertige Schulhofmodell Fliesenschule



Schulhofbegehung Kritikphase

Politik, die im Kreis Partizipation und Nachhaltigkeit in ihrem Koalitionsvertrag festgelegt hat. Das hat viele Wechselwirkungen in Gang gebracht.

Eine ganz schön große Strahlkraft, die sich durch diese Art des Vorgehens entwickelt hat. Ämterübergreifende Zusammenarbeit und Beteiligung scheint sich zu lohnen! Zu guter Letzt: was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Ich würde mir für die Zukunft wünschen, dass die Zusammenarbeit – die Vernetzung und Kooperation – auf der strukturellen Ebene noch mehr ausformuliert würde und dadurch sichtbar wäre! Die Selbstverständlichkeit, zu bestimmten Themen verschiedene Teams mit Personen aus unterschiedlichen Bereichen zusammenzubringen und so Querschnittsaufgaben noch besser umzusetzen, das finde ich, sollte Normalität werden. Meiner Meinung nach ist das relevant für eine nachhaltige kommunale Entwicklung und somit eben auch für eine nachhaltige Bildungsplanung.

Vielen Dank Frau Sadik für diese spannenden Einblicke.

Das Interview führte Laura Förste, Transferagentur NRW.



Öffentliche Präsentation Mensa-Modell MPG



Impressum

Transferagentur Kommunales Bildungsmanagement NRW
Institut für soziale Arbeit e. V.
Friesenring 40
48147 Münster

E-Mail: info@transferagentur-nordrhein-westfalen.de
> www.transferagentur-nordrhein-westfalen.de

V.i.S.d.P.
Johannes Schnurr

Redaktion

Laura Förste
Saskia van den Berg

Layout

Saskia van den Berg

2020 © Institut für soziale Arbeit e. V.

Bildnachweise & Grafiken

S. 15, Unsplash / Anna Earl
S. 21, Hintergrund Vektor erstellt von freepik.com
S. 24, Pexels / Scott Webb

Dieses Vorhaben wird aus Mitteln des
Bundesministeriums für Bildung und Forschung gefördert.

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



Transferinitiative
Kommunales
Bildungsmanagement

